

Jochen Hörisch

Luther und die göttliche Macht des Wortes – Vier Thesen

(Vortrag zur Eröffnung der Luther-Ausstellung in der Heiliggeistkirche Heidelberg am 23.2.2018)

1. Am Anfang war das Wort

Der christliche Gott verfügt über ein allmächtiges Medium: das schöpferische Wort. Sprechend erschafft Gott schlechthin alles. Lakonischer und eindringlicher könnte die biblische Genesis nicht beginnen. Immer erneut heißt es „Und Gott sprach: Es werde“ xyz – und es ward xyz. Es genügt, plausible Alternativen zu diesem völlig auf Sprache und Wort fokussierten Beginn der Gestalt des sprechenden Gottes ist. Ein noch so souveräner Handwerker-Gott, der (aus welchem Stoff auch immer) die Welt, den Kosmos, die Lebewesen, ja schlechthin alles schaffen würde, wäre nicht anders zu denken als ein Gott, der sich die Hände schmutzig macht. Ein Gott gar, der bei einer Bank zum Heiligen Geist eine ungeheure Kreditsumme aufnahm, um sein gewaltiges Werk finanzieren zu können, wäre nur als Gestalt eines Buches denkbar, dessen Titel nicht *Thora*, *Bibel* oder *Heilige Schrift*, sondern *Sakrileg* wäre. Ein Gott, der guten Sex mit wem auch immer hätte, um so neues Leben aller Art zu schaffen, würde dem einen oder anderen alten Griechen gefallen, wäre aber das ultimative Anathema christlicher Theologie (NB: die Gestalt einer Mutter Gottes können Psychologen, die keine Angst davor haben, frivole Motive noch und gerade in theologisch reinen Sphären zu entdecken, als Manifestation einer Wiederkehr des Verdrängten begreifen).

Der christliche Gott erübrigt solche heiklen Alternativ-Gedanken. Er ist eben ein Gott, der kraft seines Wortes alles erschaffen kann. Welcher Sprache er sich bediente (die Frage nach seiner Muttersprache verbietet sich), ist immerhin diskussionswürdig (so wie auch die Frage nach den wohl eher rudimentären Latein- und Griechisch-Kenntnissen seines Sohnes). Sprach dieser Gott, als er die Welt erschuf, hebräisch, arabisch, griechisch, lateinisch oder eben die unvergleichliche Sprache Gottes? Seit Luther ist der Gedanke nicht frivol, sondern einfach plausibel bis unabweisbar, dass Gott – von dem vorauszusetzen, dass er auch und gerade nach dem Kollaps des Turmes von Babel alle Sprachen versteht, ein frommer Gedanke ist – nicht nur Deutsch versteht, sondern dass Deutsch seine bevorzugte Sprache ist. Wie könnte Gott besser als mit Luther-Redewendungen ausdrücken, dass er, der große Unbekannte¹, auf eigene Faust und ohne Angst, sein Licht unter den Scheffel zu stellen, das große Werk vollendet hat. Doch ihn irritiert, dass er damit Perlen vor die Säue geworfen hat. Deshalb macht Gott aus seinem Herzen keine Mördergrube. Vielmehr posaunt er aus, dass sein Werk sehr gut gelungen ist. Doch er hat die Schnauze voll und ist nicht mehr bereit, Menschen wie ein rohes Ei zu behandeln. Gott, wenn er auf die dramatische und abenteuerliche Geschichte seiner Beziehung zu seinen Lieblingsgeschöpfen zurückblickt, hat allen Grund, sich auf die Prägnanz und Drastik des Luther-Deutschen einzulassen.

Dass Gott auch im Anfang, an dem das Wort war, in dem das Wort bei ihm war, an dem er das Wort war, deutsch und zwar Luthers Deutsch gesprochen hat, ist hingegen ein Gedanke, der sich schon wegen seiner ethnozentrischen Qualität verbietet. In welcher Sprache auch immer Gott seine in jedem Wortsinne initialen Schöpfungsworte artikulierte: die Genesis weiß, dass er sprach und was

¹ Alle unterstrichenen Worte und Wendungen weisen hier und fortan Prägungen Luthers als solche aus.

er sprach. Und sie weiß, dass den Sprechakten Gottes weit mehr Kraft innewohnt als die, die Linguisten als perlokutiv beschreiben. *How to do things with words* lautet der Titel einer 1962 erstmals erschienenen und mittlerweile klassischen Studie des Philosophen und Linguisten John Austin. Sie legt dar, dass man unter gewissen Umständen (z.B. als Standesbeamter, der zwei Personen zu einem verheirateten Ehepaar erklärt, oder als Richter, der einen Angeklagten zu lebenslanger Freiheitsstrafe verurteilt) sprechend Fakten schaffen kann. Das ist beeindruckend genug. Aber dem Wort Gottes eignet die ungleich größere Macht und Kraft der Wandlung von Zeichen in Seiendes, von (um ein griechisches Wortspiel aufzugreifen) *sema in soma*.

2. Kommunion und Kommunikation

Die göttliche Wort-Macht ist für Menschen ein Grenzfall des Verstehens – ein Buch mit sieben Sigeln. Ist sie doch die unerreichbare Bedingung der Möglichkeit jeden Seins und jeder Bedeutung. Diese ungeheure Macht des göttlichen Wortes mag den eigentümlichen Umstand erklären, der Luther in Rage brachte: dass die Kirche sich viel einfallen ließ, um Gottes Wort eben gerade nicht walten zu lassen. Doch den Seinen gibt's der Herr im Schlaf. Augen kann man verschließen. Und eben dies sollten nach katholischer Lehre Laien noch Jahrhunderte nach Luther tun, wenn sie eine Bibel in die Hand bekommen. So heißt es im *Index tridentinus* vom 24. März 1564 / „Regel 4: Da die Erfahrung lehrt, dass, wenn das Lesen der Bibel in der Volkssprache allen ohne Unterschied gestattet wird, daraus wegen der Verwegenheit der Menschen mehr Schaden als Nutzen entsteht, so soll in dieser Beziehung das Urtheil des Bischofs und Inquisitors massgebend sein: diese sollen nach dem Rate des Pfarrers oder Beichtvaters das Lesen der Bibel in Übersetzungen in der Volkssprache, die von katholischen Autoren herrühren, denjenigen gestatten dürfen, von denen sie erkennen, dass ihnen diese Lektüre keinen Schaden, sondern Mehrung des Glaubens und der Frömmigkeit bringen könne. Diese Erlaubnis soll schriftlich erteilt werden. Wer ohne eine solche Erlaubnis eine Bibel in der Volkssprache liest oder hat, soll von seinen Sünden nicht losgesprochen werden können, bis er sie dem Bischof abgeliefert hat. Buchhändler, welche Bibeln in der Volkssprache solchen, die jene Erlaubnis nicht haben, verkaufen oder sonstwie verschaffen, sollen den Preis der Bücher zahlen, den der Bischof zu frommen Zwecken zu verwenden hat, und anderen je nach der Beschaffenheit des Vergehens von dem Bischof zu verhängenden Strafen verfallen. Ordensgeistliche dürfen solche Bibeln nicht ohne Erlaubnis ihrer Oberen lesen und kaufen.“ Im Kirchenstaat wurde unter Papst Clemens XIII (sein Pontifikat währte von 1758-1769) den Lesern volkssprachlicher Bibelübersetzungen gar die Galeerenstrafe angedroht.

Augen kann man verschließen, Ohren nicht. Und so ist es konsequent, dass in der klassischen katholischen Messe das Wort Gottes nur lateinisch, also für den Laien unverständlich erklingt. Die Macht des göttlichen Wortes ist so erhaben, dass Gottes Worte missverstehen muss, wer sie verstehen will – das ist die wohl anspruchsvollste Variante einer Begründung des ansonsten schlechthin grotesken Versuchs der Kirche, das Wort Gottes vor offenen Augen und Ohren zu schützen, es also gerade nicht zu verkünden. Man muss kein militanter Lutheraner sein, man muss aus seinem Herzen keine Mördergrube machen, um sich über das Paradox zu erregen, dass die frohe Botschaft von den Gläubigen nicht gelesen und nicht verständlich gehört werden soll.

Nun ist es das zentrale Theologumenon des christlichen Glaubens, dass im Sohn Gottes das göttliche Wort Fleisch geworden ist. In den so wirkungsmächtigen wie eindringlichen Eingangsworten des Johannes-Evangeliums: „¹ Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. ² Dasselbe war im Anfang bei Gott. ³ Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist. ⁴ In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. ⁵ Und das Licht scheint in der Finsternis, und die Finsternis hat's nicht begriffen. (...) ¹⁴ Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit

als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.“ Man muss sich mit Luther die Pointe dieser Logos-Theologie vergegenwärtigen: sie bringt Kommunion und Kommunikation in ein ebenso komplexes wie abgründiges Verhältnis. Beide, Kommunion und Kommunikation passen, wenn sie vom Geist Gottes belebt werden, wie die Faust aufs Auge. Denn der Glaube kann Berge versetzen. Das Fleisch gewordene Gotteswort betreibt Gemeinschaft mit den sterblichen Menschen, es wohnt mitten unter den Menschen, die den Logos haben und kommunizieren können. Der Gott der Genesis kann vor der Schöpfung und in den ersten fünf Tagen der Schöpfungsgeschichte bestenfalls Trinitäts-Selbstgespräche führen. Aber was hätten sich Vater, Sohn und Heiliger Geist schon mitzuteilen? Sind sie doch einig, dreieinig. Kommunikation lohnt aber nur, wenn es streitwerte Differenzen gibt. Und die gibt es erst mit der Erschaffung des Menschen, der kommunizieren kann - und sterben. Damit aber vermag der Mensch etwas, das dem allmächtigen Gott, der von Ewigkeit zu Ewigkeit lebt, versagt ist. Der ewige Gott kann nicht sterben, er kann nicht nicht sein – dann aber ist er nicht allmächtig. Ein (theo-)logisches, nein: das theologische Grund-Dilemma schlechthin, das Jesus Christus zu lösen, von dem der Gottessohn die Gottheit zu erlösen antritt. Im Gottessohn macht Gott selbst die Erfahrung des Todes. Gerade in der Ohnmacht von Sterben und Tod erfährt Gott seine Allmacht. Ohne Paradoxien ist Allmacht nicht zu haben. Allmacht schließt Ohnmacht notwendiger Weise ein. Luthers Theologie ist Karfreitagstheologie durch und durch – *theologia crucis*, gerade weil sie nicht vor Rom zu Kreuze kriechen will.

3. Das Wort sie sollen lassen stahn

Luther war ein Mann von geradezu unheimlicher Wortgewalt. So herrliche Worte wie

wetterwendisch
kleingläubig
friedfertig
lichterloh
Brimborium
Lückenbüßer
Lästermaul
Feuereifer und
Lotterleben

gehen auf Luther zurück, wurden von ihm geprägt. Prägnante Worte finden und glänzende Rhetorik aber kann nur entfalten, wer wirklich etwas zu sagen hat. Der Kraftquell der lutherischen Wortgewalt lässt sich klar benennen: Luther hat sich verdrängungsfrei auf die Paradoxien eingelassen, die jede anspruchsvolle Theologie kennzeichnen und die gerade die christliche Religion des Kreuzes auszeichnen. Das macht schon die Kenntnisnahme seiner berühmtesten Sätze deutlich. Sie benennen prägnant Paradoxien. Um nur drei Formulierungen in Erinnerung zu rufen: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.“ So lautet die zentrale These der Schrift *Von der Freiheit eines Christenmenschen* aus dem Jahr 1520. Der Mensch ist „*simul justus et peccator*“ – zugleich gerechtfertigt und sündig. So lautet die zentrale These der auf Paulus und Augustinus zurückgreifenden Rechtfertigungslehre Luthers. „Wenn Gott lebendig macht, tut er das dadurch, dass er tötet; wenn er rechtfertigt, tut er das dadurch, dass er schuldig macht; wenn er zum Himmel empor hebt, tut er es dadurch, dass er zur Hölle führt. [...] Anders ist über Gott oder den Willen Gottes zu disputieren, der uns gepredigt, offenbart, dargeboten und verehrt wird, und anders über den nicht gepredigten, nicht offenbarten, nicht dargebotenen, nicht verehrten Gott.“ So heißt es in der *Predigt vom unfreien Willen* aus dem Jahr 1525.

Wer mit soviel erlöster Lust die Last der Kreuzestheologie bedenkt und beredet, kann mit Aufmerksamkeit rechnen. Denn eines sind solche Äußerungen gewiss nicht: banal und trivial. Luthers Wortgewalt erweist sich sowohl beim Redner / Prediger als auch beim Autor / Übersetzer. Überdies war Luther das, was man aus heutiger Sicht mit Fug und Recht als einen Medienfreak bezeichnen kann. Nun sind aus schnell nachvollziehbaren Gründen alle religiösen Genies auch Mediengenies. Wer für den rechten Glauben missionieren will, kann auf massiven Medieneinsatz nicht verzichten. Das gilt für den manischen Briefschreiber Paulus wie für den Buchdruck-Enthusiasten Luther, für den exilierten Tonbandprediger Ajatollah Khomeini ebenso wie für amerikanische TV-Evangelisten oder das große Kino kardinaler Konklaven. Zu den Spezifika von Luthers Theologie gehört es nun, dass sie hochsensibel nicht nur für Gottes-Paradoxien, sondern auch für die Theologie-Paradoxie ist. Letztere besteht schlicht darin, dass Theologen Gott beobachten zu können glauben und doch zugleich Gott als Letztbeobachter allen Geschehens konzipieren müssen. Theologie ist – unvermeidbar – ein heikles bis diabolisches Geschäft: sie unterwirft Gott einer Logik, im problematischsten Fall gar einer Logik, die in aristotelisch-thomistischer Tradition Widerspruchsfreiheit verspricht und sich dabei systematisch verspricht.

Zu den produktiven Paradoxien, die Luther herausstellt, gehört deshalb auch das Priestertum aller Gläubigen. Es lohnt sich, dem Volk aufs Maul zu schauen – seine Sprache ist ein Sprachvermögen in jedem Wortsinne. Laien können einsichtiger sein als geweihte Priester und professionelle Theologen. Jeder soll die Heilige Schrift lesen können, jeder und jede soll predigen dürfen – dass ein solches Emanzipationsprogramm gewaltige Effekte wie allgemeine Schulpflicht und allgemeine Mitspracherechte freisetzt, liegt auf der Hand. Dennoch soll und darf im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes nicht einfach Beliebiger gesagt werden. Deshalb führt Luther ein Kriterium für Sätze einer christlichen Theologie ein, die auch für Laien gilt: sie muss sich an den Worten der Heiligen Schrift abarbeiten - sola scriptura. Dass diese Worte ihrerseits nicht widerspruchsfrei sind und sein können, ist dem Reformator bewusst.

Dennoch oder eben deshalb gehört die Zeile „Das Wort sie sollen lassen stahn“ aus dem Lied *Ein feste Burg* zu den prominentesten Luther-Zitaten. Dabei sind diese und die folgenden Zeilen trotz ihrer musisch-sprachlichen Suggestivität von irritierender Vieldeutigkeit.

Das Wort sie sollen lassen stahn
und kein' Dank dazu haben;
er ist bei uns wohl auf dem Plan
mit seinem Geist und Gaben.
Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib:
lass fahren dahin,
sie haben's kein' Gewinn,
das Reich muss uns doch bleiben.

Einige Verständnisschwierigkeiten lassen sich philologisch halbwegs klären. Das Wort ‚Dank‘ meint zu Luthers Zeiten auch ‚Denken‘, ‚Gedanken‘; die Zeile kann also als Aufforderung verstanden werden, Gottes Wort nicht mit projektiven Zusatzgedanken aus der Theologenwerkstatt zusätzlich zu verunklaren. Doch es bleibt der eigentümliche Umstand, dass auch im 16. Jahrhundert ‚Dank‘ primär den noch heute gültigen Wortsinne hatte: soll man Gott für sein Wort nicht danken, weil es allzu zumutungsreich ist? Man nicht, wohl aber „sie“ – das Wort, das Luther konsequent gegen das „wir“ bzw. „unser“ setzt, um die rechten Rezipienten des Gotteswortes von denen abzusetzen, die es römisch-papistisch verdrehen. Das Wort ‚Plan‘ meint ‚Ebene‘ bzw. ‚Platz‘; die Zeile kann als Dank an den Gott verstanden werden, der sich in seinem Sohn auf Augenhöhe mit den sterblichen Menschen begibt und damit Kommunion wie eine Kommunikation eröffnet, die von menschlichen Missverständnissen nicht freigehalten werden kann. Die Zeile „Nehmen sie den Leib“ (in anderen

Varianten heißt es „Nehmen sie uns den Leib“) ist vergleichsweise konventionell. Für „sie“, die im Namen Gottes falsches Zeugnis ablegen, zählen die irdischen Güter, für „uns“ aber, die wir glauben zu wissen, dass wir „simul justus et peccator“ sind, bleibt das Reich Gottes.

4. „Ich kann das Wort so hoch nicht schätzen“

Luthers wortgewaltige Hochschätzung des göttlichen Wortes geht einer Epoche voraus, die ganz im Zeichen einer tiefen Sprachkrise steht. Etwa hundert Jahre nach Luther findet sie in kanonischen Werken der neuzeitlichen Literatur ihren Ausdruck. Hamlet liest in einem Buch und wird gefragt, was er denn da lese. Seine Antwort: „words, words, words.“ Die Leser und Zuschauer von Shakespeares Drama müssen sich belehren lassen, dass es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt als in den Büchern der Schulweisheit aufgeführt sind. Don Quichotte wird wenige Jahrzehnte nach Hamlet zur komischen und bemitleidenswerten Figur, weil er als einer von wenigen diese Lektion noch nicht gelernt hat. Er glaubt noch an die Bücher und die Worte, die in ihnen versammelt sind. Bemerkenswert ist, dass weder Shakespeare noch Cervantes die Bibel als Ausnahme von der Regel benennen, die da lautet, dass Worte unzuverlässig sind. Und ein Mann von einer Wortgewalt, die an Luther geschult ist und an ihn erinnert, lässt den brilliantesten Gelehrten seiner Zeit den rechten Glauben an die Kraft aller Worte, seien sie göttlichen oder menschlichen Ursprungs, verlieren. „Ich kann das Wort so hoch nicht schätzen“, sagt Goethes Faust und macht sich daran, den Anfang des Johannes-Evangeliums neu zu übersetzen bzw. signifikant umzuschreiben.

In der Goethezeit setzt ein Prozess ein, dessen Effekte kaum zu unterschätzen sind. Historische Bibelkritik sorgt für die Einsicht, dass auch das Buch der Bücher ein Buch ist – und dass Herren- wie Herrscher-Worte nach der französischen Revolution insgesamt an Gewicht verlieren. Goethe hat diesen Prozess im zweiten Teil seines *Faust*-Dramas in eine prägnante Wendung gebannt. Mephisto und Faust haben das Papiergeld erfunden (Zentralbanker würden heute, ohne viel über die religiöse Assonanz dieses Begriffs nachzudenken, von Fiat-Geld sprechen – es werde Licht, es werde Geld). Monetäre Wertschöpfung macht der göttlichen Wortschöpfung erfolgreich Konkurrenz. Und der Schatzmeister stellt Aug in Aug mit der monetären Wertschöpfung lakonisch und zugleich auf das geflügelte Wort „in hoc signo vinces“ anspielend fest: „Das Alphabet ist nun erst überzählig / In diesem Zeichen wird nun jeder selig.“ (Goethe: *Faust II*, v. 6081 f.) Luther, der Theologe der Paradoxien, hat wortgewaltig die Macht des göttlichen Wortes gegen Entstellungen durch seine Interpreten rehabilitiert. Zu den Paradoxien des Protestantismus gehört es, dass in seinem Zeichen Neuzeit und Moderne ihre spezifische Macht entfalten. Diese Macht beruht weniger auf dem unsicheren Medium Sprache als vielmehr auf dem Kalkulations-Medium des Geldes. Protestant sein heißt eben auch, innerweltlich nicht auf „Gut, Ehr, Kind und Weib“ zu verzichten und Gewinne hinfahren zu lassen, sondern auf die segensreichen Wirkungen von Gott- und Geldvertrauen zu setzen.

Und auf den Wein, der eine eschatologische wie eine innerweltliche Gabe Gottes ist und der die Zunge beredt und behende macht. Zu den Sinnsprüchen, die Luther hinterlassen hat, zählen auch diese beiden: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, bleibt ein Narr sein Leben lang.“ Und: „Der Wein ist stark. Der König stärker. Die Weiber noch stärker, aber die Wahrheit ist am allerstärksten.“ Stoßen wir an auf ein Sprachgenie, das uns schon in unserem Erdenleben ermöglicht, dem Gewicht der Welt zu entsprechen.